Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 40. Bromberg, den 17. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(Schluß.)

Kurt von Rhaden war erst in der zweiten Mittagsstunde wieder nach Hause zurückgekehrt.

Er hatte sich nach der nächtlichen Unterredung mit Walter Ralff schon in aller Frühe auf sein Motorrad gesetzt und warplan- und ziellos durch die Wälder am See gefahren.

Ein Gefühl fatalistischer Ergebung war über ihn gekommen, so daß ihm alles, was er tat und dachte, so sinnlos, so gleichgültig schien, weil es ja doch vergebens war.

Mit Mühe hatte er sich endlich zu einem kurzen Schreiben an Walter gezwungen und seinen Monteur beauftragt, den Brief noch im Laufe des Nachmittags nach Siebenlinden hinüberzubringen.

Dann saß er lange an seinem Zeichentisch und blickte noch einmal über die Straße seines Lebens weit zurück.

Ein endloses, seltsam gewundenes Band war es gewesen voll bunter Abenteuer und wechselnder Wanderfahrten über Land und Meer.

Blonde und braune Köpfe nickten aus dem Nebel verflossener Jahre.

Und über all' dem hatte unverrückbar das Bild jener Einen gestanden, die ihn die erste Seligkeit der Liebe gelehrt und ihm dann die tiefste Wunde seines Lebens geschlagen hatte.

Sibylle!

Wie ein morgendliches Leuchten an blauender See lag es in der Rückschau der Erinnerung über jener Leidenschaft, die einst wie ein Frühlingsschauer in sein Herz gefallen war.

Und als dann mit dunklen Farben und heißem Atem der Sommer gekommen war, da war er wieder allein gewesen und allein geblieben sieben Jahre lang.

Sieben endlose Jahre der Sehnsucht, der Herzenseinsamkeit.

Bis ihn das Schicksal mit der Treulosen wieder zusammengeführt und er in törichter Selbstverblendung versucht hatte, den wesenlosen Leichnam seines verlorenen Glücks noch einmal zu neuem Leben zu erwecken und sich mit Betrug und Gewalt das zu erschleichen, was einst ein freies Geschenk der Liebe gewesen war.

Ein Zugwind kam in diesem Augenblick durch das offene Fenster.

Der Vorhang schleifte über den Fußboden weit in das Zimmer hinein.

Unhörbar hatte sich im Hintergrunde eine Tür geöffnet.

Der Schleier der Erinnerung zerriß.

Sibylle stand vor ihm.

— — — — — — — — — — — — —

Ein Blick in ihr verstörtes Gesicht sagte ihm die letzte Wahrheit.

„Es ist alles vorbei!“

Er nahm ihr wortlos den Mantel ab und führte sie zu einem Stuhl.

Geraume Zeit saßen sie schweigend.

Dann wandte sich Sibylle zum Fenster hinüber; sie war erschreckend blaß, ihre Augen lagen tief zurück in den unnatürlich weiten Höhlen.

„Was soll nun werden?“

Er zuckte die Achseln.

„Du bist frei, Sibylle, ich halte dich nicht mehr! In dieser Stunde hat Herr Ralff einen Brief von mir in Händen, der dich aller Schuld ledig spricht.

Das ist das letzte, was ich für dich tun konnte. Ich selbst habe für mich meine Entschlüsse gefaßt. Ich kann und werde ein entehrtes Leben nicht weitertragen!“

— — —

Dann brach er jäh ab, die Stimme erstickte ihm.

Und wieder wuchs die Mauer, das Schweigen.

Und es schien ihnen, als trügen die Minuten schwere Lasten durch die große Stille.

Sibylle hob den Kopf.

Sie fühlte, daß der Mann am Fenster — trotz allem, was er sprach, ihr noch immer ganz zu eigen, ihr mit allen Qualen eines Herzens ausgeliefert war.

Und alle Angst und Not ihrer Seele ging auf einmal wieder unter in dem Bewußtsein ihrer beider Zusammengehörigkeit.

„Kurt!“ sagte sie dann langsam, die Worte suchend. „Du sprichst vom Sterben. Aber noch leben wir. Und ich will weiterleben. Darum bin ich noch einmal zu dir gekommen. Ich muß hier fort, noch heute, auf der Stelle. Ich vergehe, ich ersticke sonst!“

Und plötzlich überkam sie wieder ein unaussprechliches, herzaufpeitschendes Grauen, daß es ihr wie ein eisiger Schauer über den Nacken rann.

„Sie wollen mich in ein Gefängnis bringen!“ stieß sie abgerissen hervor, und die Tränen rannen ihr unablässig über die schmalen Wangen herab. „Die Polizei ist schon hinter mir her. Ich weiß es, ich fühle es. Nur der Luftweg ist noch frei. Hilf mir, Kurt, bringe mich mit deinem Flugzeug fort. Irgendwohin, wo mich niemand findet. Es ist die letzte Rettung!“ —

Ein dumpfes Grollen klang in diesem Augenblick aus fernen Wäldern mahnend herüber, wie das verhaltene Stöhnen eines gefangenen Tieres.

Dann wieder Stille, ein atembeklemmendes Schweigen.

Ein seltsam bleifarbnes Licht breitete sich langsam über den See, indes seine Ufer noch immer im sonnigen Grün erglänzten. — —

Kurt wies mit der Rechten zum Himmel.

„Es ist Wahnsinn, was du verlangst, Sibylle! Sieh' selbst, in einer Viertelstunde ist die Hölle los. Wenn wir fliegen, so ist es ein Spiel mit dem Tode. Unser Weg führt uns gerade in das Wetter hinein!“

Mit beiden Füßen zugleich war Sibylle aufgesprungen.

Ein fiebernder Glanz stand in ihren Augen.

„Ich war noch niemals feige, Kurt! Ich will frei sein, und wenn ich für meine Freiheit sterben soll!“

Und dann hing sie an seinem Hals und rang mit ihm in einem letzten Sturm mit heißen, werbenden Worten.

„Hilf mir, Kurt, ich bitte dich. Was du heute für mich tust, will ich dir danken mein Leben lang!“

Da neigte er sich über ihr schönes, verwildertes Gesicht und küßte sie mit verzweifelter Entschlossenheit auf die blassen Lippen.

„Ich tue, was du verlangst, Sibylle!

Wenn wir sterben sollen, so werden wir zusammen sterben!“

— — —

Dann traten sie aus dem Hause und eilten nach der Bootswerft hinüber

Wie ein gespenstischer Vogel hockte das Flugzeug im Hintergrund des halbdunklen Raumes in dem abenteuerlichen Durcheinander der Tragkörper und Benzinbehälter, dem Gewirr der Langhölzer, Wellen und Spieren und all' der seltsamen Vorstufen zu den luftigen Gebilden aus Leinwand, Holz und Metall.

Kurt schob den Apparat auf die Ablaufwiese und füllte seine Lungen mit Öl und Benzin nach.

Jetzt, da die Entscheidung gefallen war, belauschte er den Rhythmus der Explosionen des Motors wie den Puls eines lebenden Körpers und prüfte ruhig und sachlich das Netz der Verspannungsdrähte.

Eine fahle Dunstschicht hatte unterdes mit rasender Schnelligkeit den ganzen Himmel überschleiert; gewaltige Staubwolken jagten zuweilen zum See hinab.

Und dann brach der erste Blitz aus dem dunkelblaugrauen Kern des mißfarbenen Gewölks, das wie ein dicker Rauch über den Rand des Waldes dahinzukriechen schien, und ein mächtiger Donner rollte lang nachhallend hinterdrein.

Sibylle hatte bereits in der Gondel Platz genommen und schlang einen Schleier fest um den Kopf.

„Wollen wir es wagen?"

Sie nickte nur, kurz und entschlossen.

Da warf er den Propeller an und schwang sich gleichfalls in das Flugzeug hinauf.

Wie ein tiefer Orgelsang klang das stählerne Brausen des Motors durch das lauersame Schweigen der tückischen Wettergeister.

Schon schwamm die Erde in Abgrundtiefe. — —

Und dann kam der Sturm.

Heulend fegte er durch das staubgesättigte Dunstmeer der Atmosphäre.

Er pfiff in den Drähten, er knallte und knatterte in der Leinwand der Tragflächen und warf ein irres Lachen und Weinen durcheinander.

Endlose Donner rollten über den düsteren Himmel; die Blitze lohten in fernhingleitendem Reflex wie die Breitseite eines Gespensterschiffes.

Tief unten stöhnte der Wald, und die alten Bäume beugten sich unter dem Wüten des rasenden Riesen, der in zügelloser Vernichtungswut durch den hohen Forst seine Gassen hieb. — —

Wie eine Nußschale schwankte das Flugboot in dem wahnwitzigen Tanz der Elemente auf und nieder.

Zerrissene Nebelschwaden jagten gespenstisch vorbei.

Und plötzlich reckte sich drohend eine Wolkenwand dicht vor ihm empor, und dunkle Nacht verschlang die Drachenflügel.

Unwillkürlich schaute Kurt in den Nebel zurück.

Verschwunden der Zusammenhang von Mensch zu Mensch, von Mensch zur Erde!

Die Kälte des Propellerwindes drang ihm erschauernd durch alle Glieder, das Wasser troff ihm stromweise von den Kleidern.

Doch er achtete all dessen nicht.

Ihm war's auf einmal, als weite sich ihm die Brust im Rausch der Gefahr, als sänke etwas Schweres, kaum mehr Ertragbares von ihm, das seine Seele wie ein erstickender Reif umspannt gehalten hatte.

Und immer noch wuchs die rasende Schnelligkeit der tapferen Maschine, als ob es einen Wettlauf gelte mit dem sausenden Flug der Gewitterwolken. — —

Da packte eine gewaltige Bö den taumelnden Apparat und drehte ihn, wie eine Hexenschaukel, wild im Kreise.

Mit Riesenkraft griff Kurt in die Steuerhebel.

Der Luftdruck drohte ihn zu erwürgen und zugleich aus der Gondel herauszuschleudern.

Jetzt zuckte ein gewaltiger Blitz düsterrot und riß die schwarze Wolkenwand wie Zunder von oben bis unten auseinander.

Sekundenlang sah Kurt noch einmal Sibylles todbleiches, ruhig stolzes Gesicht.

Und dann klang plötzlich ein Schmettern und Krachen, als ob das aberwitzige Menschenschifflein in tausend Stücke auseinandersprengen wollte.

Das donnernde Toben des Motors verstummte, ein Flammendegen stach jäh in die nachtschwarze Finsternis.

In einer Wolke von Rauch und Gas stürzte das Flugzeug wie ein todwunder Vogel unaufhaltsam in die unermeßliche Tiefe.

In das Nichts! — —

*

Die erste rotgoldne Glut der Sonne zitterte über den weichen Linien des erwachenden Parks, als Walter mit Else Knauff über den See nach Neudietersdorf hinüberkam.

In der holländischen Einsiedelei warteten Klaus und Lore schon.

Sie begrüßten sich still und gingen dann langsam durch den einsamen Garten.

Man hatte noch in der Nacht das völlig zertrümmerte Wrack des Flugzeuges aus dem Wasser geborgen und die Leichen der beiden Verunglückten in der Orangerie aufgebahrt.

Im Halbrund einer Oleandergruppe ruhten die beiden unseligen Menschen nun im Tode friedlich nebeneinander, die im Leben ihren Frieden nicht gefunden hatten.

Der Mechaniker hatte eine weiße Flugzeugleinwand als Bahrtuch über sie gebreitet, darüber lag, wie ein zweiter duftiger Mantel, eine Flut dunkelroter Rosen.

Ein feierliches Halbdunkel herrschte in dem weiten Raume.

Nur durch die Glaskuppel der Deckenmitte fiel ein Sonnenstreif gedämpft herein und verklärte mit einem stillen Leuchten Sibylles schönes Gesicht, das leise wie im Traum zu lächeln schien.

— — — — — — — — — — — — —

Lange stand die kleine Freundesschar in tiefer Bewegung vor der düsteren Majestät des Todes.

Eine Schwalbe schwirrte durch die weitoffenen Türen herein, flatterte ein paarmal ängstlich zwischen den Oleanderbäumen umher und schwang sich dann wieder mit hellem Zwitschern in den blauen Sonnenhimmel hinaus.

Da nahm Klaus Lores Arm und führte sie ins Freie zurück, und die beiden anderen folgten ihnen langsam.

Die Sonne war höher emporgestiegen, ihr sieghaftes Licht wob aus Himmel und Erde ein klingendes Lied und das Echo der jungen Herzen antwortete mit befreitem Atem.

Dann saßen sie auf der Bank unter dem alten Tulpenbaum und schauten in den Glanz des schleierlosen Morgens.

Walter hatte den Brief Kurt von Rhadens aus der Tasche genommen und faltete ihn bedachtsam auseinander.

„Der Tod hat eine Lücke in unseren Kreis gerissen!" sagte er. „Und der Tod löscht alle Schuld!

Darum haben wir auch über jene beiden nicht zu richten, wir haben ihnen nur noch ihr Recht zu geben.

Dieser Brief hier löst die letzten Rätsel, die den Tod des Schloßherrn von Neudietersdorf umgeben haben.

Nicht durch Mörderhand ist Baron Leo von Rhaden gefallen.

An jenem verhängnisvollen Abend traf er mit seinem Vetter im Walde zusammen und schoß nach einem kurzen Wortwechsel, seiner Sinne nicht mehr mächtig, auf den Störer seines ehelichen Glücks.

Als ihm der Angegriffene dann vor dem zweiten Schuß die Waffe zu entwinden suchte, entlud sich im Handgemenge das Gewehr, und das Unglück war geschehen.

In der Brusttasche des Toten endlich, die er nach dem verräterischen Brief durchsuchte, fand Kurt von Rhaden das Testament.

Und dieser Fund wurde ihm zum Verderben.

Um jenes Testament opferte er alles, was er bis dahin hoch und heilig gehalten; bis ins Innerste gepackt von der Urgewalt einer Leidenschaft, die stärker war als alle Vernunft.

Mit seinem Tode sühnte er das große Verbrechen, das sich Liebe nennt!" —

Er hielt einen Augenblick nachdenklich inne und schaute zwei Schmetterlingen nach, die in wildem Liebesspiel über die Blumenrabatten des Gartens dahinwirbelten.

„So ist die schwerste Schuld von Kurt von Rhaden genommen, aber auch Frau Sibylle kann ich nicht mehr anklagen.

Eine jede Flamme verbrennt nach ihrem Gesetz.

Ihre Schönheit hat ihr kein Glück gebracht, und vielleicht ist es überhaupt Bestimmung, daß Schönheit und Glück nicht beieinander wohnen sollen!" — —

Er war bei den letzten Worten aufgestanden und ganz nahe zum Wasser hinabgegangen.

Ein Zug wilder Enten erhob sich klatschenden Fluges aus der feuchten, goldenen Stille ihres Schilfwaldes.

Und dahinter der See wie ein Jubelschrei, in blaue Fernen leuchtend, ein Schrei hinausgeworfen in Sommer- und Sonnenweiten.

Unwillkürlich fuhr sich Walter über die Stirn, als müsse er all die düsteren Schatten aus seiner Seele scheuchen und nichts anderes denken und fühlen als das köstliche Geschenk dieser wundervollen Morgenstunde.

Dann trat er wieder unter das Blätterdach des Tulpenbaumes, wo Else Knauff jetzt allein saß.

„Fräulein Else", sagte er, auf Klaus und Lore deutend, die in stiller Selbstvergessenheit vor dem Blütenrausch eines Zentifolienbusches standen: „Ich kann zwar nicht als der Prinz aus dem Märchenlande zu Ihnen kommen wie mein Freund Klaus. Ich bin und bleibe nur ein einfacher

Malersmann. Aber ich bin jung und stark. Und glaube an mich und meine Zukunft.

Und habe Sie lieb!" —

Sie antwortete nicht; ihr Atem ging schwer in einer heißen, herzklopfenden Seligkeit, und in ihren hellen Augen stand ein großes, reines Glück.

Und dan legte sie langsam ihre schmale Rechte in die Hand des Mannes und bot ihm zaghaft die Lippen zum ersten Kuß. — —

—:: Ende. ::—

Die Doktoressa und der Hausknecht.

Eine Groteske von Max Geißler.

Das Fräulein hatte vor einigen Tagen ihren Dr. jur. gebaut. In München. Sie hatte nicht den Ehrgeiz, eine Rechtspraxis zu eröffnen — nicht unbedingt. Sie war ein sehr vernünftiges Mädchen. Ohne Umschweife gestand sie sich und anderen: „Wenn ich die Gelegenheit habe zu einer glücklichen Ehe, dann wird geheiratet. Ich will in der nächsten Zeit jede Chance dazu beachten; und zwar mit stärkerer Hingabe als die Möglichkeit, meine Diplomweisheit zu kapitalisieren."

Während sie sich für die mündliche Prüfung vorbereitete, hatte sie noch etwas getan: sie hatte ihren Reisekoffer gepackt. Das erforderte Sammlung und wägenden Verstand. Der Koffer war zwar aus Rindsleder, knarrend und von wohltätiger Vornehmheit, aber er war klein. Er war so klein, daß Fräulein Dr. jur Wilma Haselbach sich getraute, auf eigene Faust damit durch Süditalien zu kommen. Ohne Gepäckträger und Hoteldiener. „Und wenn ich Glück habe, sogar in die Ehe", setzte sie besinnlich hinzu und lachte sich dabei freundlich an. Sie war ein sehr vernünftiges Mädchen. Wenn sie mit dem Koffer aus Rindsleder in Rom oder Neapel ein Hotel suchen würde (konnte man sich vorstellen), so ward keine Karrikatur aus ihr. Die beiden paßten zusammen. Auch das Fräulein war von zierlichen Ausmaßen. Es klang wienerische Musik durch ihre Bewegungen — nicht Strauß, nein, nein: Mozart. Sie war nicht bestechend in ihrem Äußeren. Aber sie war von weichen österreichischen Umspponnenheiten. Und wenn sie sprach und sich betat, dann helmelte sie sich Männern von innerer Kultur in Herz und Sinne. Sie hatte sich dieser Kunst aber nur mit Maß beflissen. Mit Maß. Es lagen um Wilma ernste Semester, mit dem Dr. jur. als Abschluß; und es waren dafür vorhanden gemessene Mittel. Immerhin: sie hatte jene Kunst auf ihre Verläßlichkeit geprüft. Und ohne Nervosität reiste sie ihrem fünfundzwanzigsten Namenstag entgegen und — Neapel.

Dort wählte sie ein Hotel in der Straße Santa Lucia. Das Leben der Metropole des Südens brauste durch jene Straße. Und diesem ungefesselten fremden Leben wollte sie ganz nahe sein. Für ein paar Tage. Dann erwartete sie Nachricht von einer befreundeten Familie aus Sorrent. Dort — in der schimmernden Blüte der Wellen — gab es wohl Zeit genug für beschauliche Sonnenträume.

Es war am zweiten Morgen in Neapel. Sehr früh. Gegenüber der Hotelzimmertür Wilmas (man brauchte nur den Gang zu überqueren) war eine Glastür. Dort trat man auf eine Terrasse. Das Haus lag noch im Schlummer. Im Morgengewande huschte Wilma über den Gang. Gärten lagen unter ihr. Palmen standen darin; Opuntien, Feigenbäume, mit blauen Winden umwoben, im Silber des Morgens. Auf dem Hafen lag eine Nebeldecke. Masten und Schornsteine ragten darüber heraus. Die Rauchsäule des Feuerbergs stand steil und still gegen den Himmel. Klar, aber glanzlos war dieser Himmel um jene Stunde; der Qualm aus dem Krater schwarz. Um jene Stunde. Gestern, im Lichte der Sonne, war er schlohweiß herausgebrodelt. Über Sorrent, über Ravello, über den Gipfelzacken der Odysseelandschaft funkelte der Tag herauf. Cosinrot. Es war schön.

Da hörte Wilma auf dem Gange den gedämpften Tritt eines Mannes. Er klang an der offenen Glastür vorüber. Der Hausknecht war's, der die Stiefel der Hotelgäste abholte zum Reinigen. „Die Doktoressa?" dachte er. In sinnender Betrachtung nahm er das zierliche Schuhpaar vor ihrer Tür auf und sagte mit einer Verbeugung „Guten Morgen". Als Wilma von der Terrasse in das Zimmer zurückkehrte, sah sie ihn am Ende des langen Ganges die Stiege hinabsickern.

Einmal im Laufe des Tages ging sie an ihm vorüber. Da trug er eine Mütze mit Goldbuchstaben. Er ging zur Landungsstelle der Dampfer. Dort schmetterte er, in der Reihe der Hoteldiener, den ankommenden Reisenden den Namen seiner Gaststätte entgegen.

Schmuck sah er aus. Fesch. War gut gewachsen. Ein wenig zugeschlossen ... Allerhand war an ihm zu entdecken. Und wenn man sich die Mühe gegeben hätte: auch noch mehr. Aber man gab sich diese Mühe nicht. Als wohlverwahrtes junges Mädchen. Als Dr. jur. (ich bitt' Sie!). Doch begegnete man sich oft einmal. „Guten Morgen, Doktoressa", sagte er dann. Oder er sagte: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein!" Nie ohne die artige Verbeugung. Man konnte dabei denken: es leuchte verhaltenes Leben in seinen Augen, Dankbarkeit, Glück. Allerhand konnte man denken. Aber man dachte nicht — als wohlverwahrtes junges Mädchen! Zum mindesten: man gab sich Mühe, nicht zu denken. Schaute erst im Augenblick seines Grußes auf und sagte aus gutgespielten Versunkenheiten: „Ah — Morj'n!" So ein bißchen obenhin. Ein bißchen erstaunt, daß ein Gruß von irgendwoher komme.

Jedennoch: mit dem Leuchtblick der Augen, mit der Dankbarkeit, mit dem Glück ... die Angelegenheit war damit nicht einfach abgetan. Es war da noch jene Verhaltenheit. Es war noch da Verschleierung. Es waren Rätsel, die sich wert genug gaben, daran herumzuraten — weil man in dieser Frist von ernsteren Sachen just nicht zu sehr beansprucht war ... wie in der Ecke einer Zeitung ein paar Charaden herumliegen: die Augen fliegen darüber hinweg — die Gedanken bleiben daran hängen.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein."

„Morj'n, Friedrich! Ah — was ich sagen wollte: melden Sie sich doch heut' mal bei mir! Etwas vor Tisch. Ich habe Geld zu wechseln. Das könnten Sie mir besorgen. Am Nachmittag brauch' ich vielleicht auch einen Wagen; den rufen Sie mir, nicht wahr? Es ist da noch mancherlei."

Bei Licht besehen: dies alles ließ sich ohne diesen Hausdiener genau so prompt bewerkstelligen. Aber ... nun ja. Man konnte ihm dafür ein Trinkgeld in die Hand spielen. Darüber gingen Versponnenheiten an ihm auf, Dunkelheiten — mit fesselnden Vermutungen für den Beschauer.

„Sind Sie schon lange hier, Friedrich?"

„Im Hotel? Zwei Tage länger als Sie, gnädiges Fräulein. Im Hotelfach bin ich nämlich erst seit einer Woche."

Im Hotelfach sagte er. Hm. Er sagte das mit einem Lächeln ... ein Lächeln war es eigentlich gar nicht. Man konnte denken: zynische Selbstverspottung; aber ohne Akzent.

„Und vorher?"

„Vorher hab' ich für einen Schriftsteller Manuskripte abgeschrieben und gab seinem Söhnchen Unterricht. Eh' ich ins Hotelfach überging, war ich also im Fache des Erziehers."

Das Lächeln war wieder da. „Diesmal illustrativer," dachte die Doktoressa, „und diesmal mit einem Akzent." Es sah aus — na: „Verhaltene Suffisance," dachte die Doktoressa. „Ein undefinierbares Gemisch."

„Die Nachkriegszeit, gnädiges Fräulein, zeitigt Lebensverhältnisse von ganz besonderer Art," sagte Friedrich. Er schleierte sich ein.

Das Fräulein sah ihn an. „Vielleicht hat er was ausgefressen," dachte sie burschikos. Da wütete die Hotelglocke draußen auf dem Gange. Wütete. Friedrich verschwand. Der Nummernkasten verkündete ihm: er war der Gewünschte. Zwei Minuten danach trat er wieder ins Zimmer.

„Ein Telegramm, gnädiges Fräulein."

Wilma faltete es auf.

„Was ist die Uhr, Friedrich?"

„Zehn nach drei."

„Der Dampfer nach Sorrent?"

„Geht halb vier."

„Ich danke. In drei Minuten ist mein Koffer gepackt. Fordern Sie die Hotelrechnung. Da — bezahlen Sie! Rufen Sie mir einen Wagen. Dann: holen Sie den Koffer. Stürzen Sie damit zu dem Dampfer. Ich muß einen kleinen Umweg fahren: ich habe noch eine dringende Besorgung für meine Freunde in Sorrent. Man erwartet mich dort am Abenddampfer. Los!"

Es geschah alles mit Hast und Promptheit. Der Koffer lag bereit. Die Rechnung ward gefordert und bezahlt. Der Wagen erschien, ratterte mit der Doktoressa von hinnen. Der Hausknecht mit dem Koffer stürzte zum Schiff. Die dringende Besorgung ward erledigt. Das letzte Schiffszeichen ertönte. Die Carozza mit der Doktoressa rollte heran. Friedrich befand sich an Bord neben dem Koffer ... „Augenblick! Einen Augenblick!" rief er dem Kondukteur zu, „diese Dame im Wagen ..."

Da sprang sie auf die Landungsbrücke, hüpfte über den Steg. Der polterte hinüber, von den Armen dreier Bootsleute gestoßen. Der Dampfer — wie einer, der sich mühsam vom Schlafe befreit — der Dampfer drehte langsam ab, ganz langsam. Friedrich schwang sich herüber auf die Brücke und lehnte sich ans Geländer. Die Doktoressa lachte befreit zu ihm hin

„Sind Sie Dr. med., gnädiges Fräulein?“
„Nein!“
„Aber ich!“

Die spanischen Schatzgräber.

Wie aus Madrid gemeldet wird, ist dort vor einigen Tagen eine Bande spanischer Betrüger der Polizei in die Hände gefallen, deren Mitglieder zu jenen berüchtigten Schwindlern und Betrügern gehören, die seit Jahrzehnten in den meisten Ländern Europas ihre Opfer gesucht und auch gefunden haben und die in der Öffentlichkeit bekannt geworden sind unter der Bezeichnung „Spanische Schatzgräber“.

Schon vor 53 Jahren machte sich eine Bande auf Kosten leichtgläubiger Menschen durch Schwindelei, die einen speziellen Charakter trug und nach und nach als die Methode von dem „verborgenen Schatz“ und von dem „Spanischen Gefangenen“ bekannt geworden ist, in besonderem Maße des Betrugsversuchs schuldig, der leider auch in manchem Falle gelungen ist. Der Polizei gelang es nicht, trotz vielfacher Vorstellungen von ausländischen Vertretungen in Spanien, dem berüchtigten Vorgehen der Bande ein Ende zu bereiten.

Zunächst machte die Bande, soweit noch festgestellt werden konnte, im Jahre 1871 nach Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges von sich reden. Damals empfingen in verschiedenen Ländern Personen ein Schreiben, in dem mitgeteilt wurde, daß ein Vertrauensmann der Kaiserin Eugenie von Frankreich, der beauftragt gewesen sei, der Mutter der Kaiserin in Spanien Juwelen im Werte von einer Million zu überbringen, festgenommen worden sei. Vor seiner Inhaftnahme habe er aber die Juwelen an einem bestimmten Ort vergraben, und nun hatte er den Schreiber des Briefes gebeten, die Juwelen auszugraben und sie an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen. Um dieses aber ausführen zu können, sei Geld notwendig und darum wurde in den Briefen ersucht, eine bestimmte Summe an eine näher angegebene Adresse in Spanien gelangen zu lassen, wobei zugesichert wurde, daß der Absender später zur Belohnung einen entsprechenden Betrag, der bis 250 000 Mark oder Franken ging, erhalten solle. Zahlreiche Personen erhielten ein solches Schreiben und sind in ihrer Vertrauensseligkeit Opfer der Schwindler geworden. Als diese List nicht mehr verfing, verlegte man sich auf das Spiel von dem „verborgenen Schatz“ und den „spanischen Gefangenen“, das regelmäßig jedes Jahr in den meisten Ländern wieder auftauchte, immer wieder mit demselben Wortlaut des Schreibens, nur mit anderen Namen. Im Jahre 1882 wurden mehrere Mitglieder der Bande, darunter Drucker, die für die gefälschten Dokumente sorgten, festgenommen, nachdem einzelne Regierungen — die belgische seit 1875 — Schritte unternahmen, um die spanische Polizei zu einem energischen Vorgehen zu veranlassen. Unter den jetzt Verhafteten befinden sich die Leiter der Bande, die, wie Feststellungen ergeben haben, ein sehr luxuriöses Leben führten, ein Beweis dafür, daß der Ertrag ihrer Schwindeleien nicht gering war. Es ist zu hoffen, daß die spanische Polizei jetzt endlich dem jahrzehntelangen Betrug ein Ende macht, den so viele in ihrer Leichtgläubigkeit teuer bezahlt haben. M. N.

Wie ein Spionagebureau eingerichtet ist.

Der militärische Spionagedienst ist eine Vorsichtsmaßnahme, die jede Armee betreiben muß, um über die geheimen Vorbereitungen der anderen Heere unterrichtet zu sein. Während des Krieges blühte das Spionagewesen besonders, aber auch heute noch dauert es unvermindert fort, da ja die Rüstungen der Militärmächte immer weiter gehen. In die Methoden der Spionage kurz vor dem Kriege, die in Erwartung des Weltbrandes mit fieberhaftem Eifer betrieben wurde, leuchtet ein packend geschriebenes Buch hinein, das Egon Erwin Kisch im Verlag der Schmiede zu Berlin erscheinen läßt und das den „Fall des Generalstabschefs Redl“ verhandelt. Hier werden die dramatischen Vorgänge des berüchtigsten österreichischen Spionagefalles aufgeklärt, bei dem ein hoher Offizier, der selbst lange an der Spitze des Kundschafterdienstes gestanden, des Verrates überführt wurde und Selbstmord begehen mußte. Redl hatte das Wiener Spionagebureau mustergültig eingerichtet: „Das Bureau war modern organisiert, jeder geheime Besucher wurde im Profil und en face photographiert, ohne daß er davon wußte, denn in zwei Gemälde, die an der Wand hingen, waren Öffnungen für die Linse photographischer Apparate eingeschnitten, die vom Nebenzimmer aus bedient wurden. Ebenso konnten von jedem Besucher Fingerabdrücke hergestellt werden, ohne daß er es ahnte: der Offizier telephonierte und reichte mit der einen Hand dem Besucher oder der Besucherin Zigarrenschachtel oder Bonbonniere hin, die unsichtbar mit Mennige bestreut waren; auch Feuerzeug und Aschenbecher, die der Raucher zu sich heranziehen mußte, waren derart präpariert. Lehnte der Besucher sowohl Bonbons wie Zigarren ab, so ließ sich der amtierende Beamte aus dem Zimmer abberufen, — neigte der Gast zur Spionage, so nahm er gewiß den Akt zur Hand, der auf dem Tische vorbereitet lag und mit dem Vermerk „Geheim! Für reservate Einsichtnahme!“ versehen war. Auch dieses Dokument war natürlich mit Seidenpulver bestreut. In einem Kästchen an der Wand, das man für eine Hausapotheke halten mochte, war ein Schallrohr eingebaut, das für den Stenographen im Nebenzimmer als Horchapparat dienen, aber auch den metallenen Stift in Bewegung setzen konnte, der das Gespräch wortgetreu in eine Grammophonplatte einritzte. Jedes geheime Buch und Aktenstück konnte binnen wenigen Sekunden auseinandergeheftet, an die Wand projiziert, seitenweise photographiert und wieder gebunden werden, so daß es in kürzester Zeit — wie unberührt — an der Stelle war, von wo es „ausgeborgt“ worden. Man hatte hier Alben und Karthoteken mit Lichtbildern, Handschriften und Maschinenschriftproben aller spionageverdächtigen Personen Europas, besonders der Spionagezentren in Brüssel, Zürich und Lausanne.“

Bunte Chronik

* **Tabakrauchen oder Salzgurgeln.** Neben dem Kampf gegen den Alkohol, der besonders von unserer Jugend geführt wird und gegen den ein vernünftiger Mensch vor allem dann nichts einwenden kann, wenn er sich gegen die Unmäßigkeit im Alkoholverbrauch richtet, wird vielfach auch das Tabakrauchen in Acht und Bann getan. Dabei ist es nun interessant, daß kürzlich von Dr. Georg Wolff durchgeführte Laboratoriumsversuche scheinbar gewisse Vorzüge des Tabakrauchens erwiesen haben. Dr. Wolff impfte geeignete Nährböden mit Reinkulturen verschiedener Bakterien (Influenza-, Diphterie-, Kolik-, Typhus- und Ruhrbazillen, Choleravibrionen usw.) und setzte sie in einer besonders vorbereiteten Rauchkammer dem Rauch des Tabaks aus. Zigaretten, Zigarren und Pfeifentabak dienten in der gewöhnlich hintereinander gerauchten Menge als Material. Die Versuche ergaben, daß der Tabakrauch im Laboratorium auf alle geprüften Keime eine deutlich entwicklungshemmende Wirkung ausübte. Unmittelbar nach der Impfung gelangten berauchte Keime nicht mehr zur Entwicklung. Versuche an ausgewachsenen Kulturen dagegen, welche die tötende Wirkung des Tabakrauches hätten beweisen sollen, ergaben ein anderes Ergebnis. Nur die Influenzabazillen erlagen dem Tabakrauch, alle übrigen nicht; als Heilmittel kommt er also nur bei Influenza in Betracht. Dazu kommt, daß man sich fragen muß, ob man nicht dieselbe Wirkung billiger und mit geringerem Schaden für die sonstige Gesundheit erzielen könnte, wenn man alle halbe Stunde mit Salzwassergurgeln würde — was freilich die Menschen nicht so leicht tun werden, als sich — eine Zigarette anzuzünden.

*

* **„Dieselbe Farbe“.** Der Humorist Tristan Bernard hat es sich in einem Abteil erster Klasse bequem gemacht und raucht eine Zigarre. Ein Herr gegenüber bittet ihn, nicht zu rauchen. „Ich tue, was mir gefällt,“ antwortet der Schriftsteller. — „Das werden wir sehen,“ entgegnet der andere. Der Herr zieht die Notleine, der Zug hält, und der Zugführer erscheint. „Was gibt's?“ fragt er die Reisenden. „Dieser Mitreisende da,“ entrüstet sich das „Vis-a-Vis“, und zeigt auf Bernard, „raucht im Nichtraucherabteil.“ — Seelenruhig erwidert Bernard: „Herr Zugführer, lassen Sie sich vorerst einmal das Eisenbahnbillett des Herrn zeigen.“ Der Zugführer tut es, das Billett ist ein Billett zweiter Klasse, der Herr wird hinausgewiesen, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Eine Nachbarin fragt Bernard: „Wie haben Sie gemerkt, daß jener Herr eine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst hatte?“ — „Sehr einfach,“ antwortete Bernard, „er hatte sein Billett in der Westentasche stecken, und ich habe gesehen, daß es dieselbe Farbe besaß wie das meinige.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.